



Nr. 9.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1928.

Dörpdanz.

In 'n Dörpdroog spel'n Mus'kanten,
Dat klingt un jucht un sleut,
Dat dantz un lacht. Un Peder
Sitt mit Marielen dreiht.
In 'n Hoff, da blöht de Fleder,
De Maan schient liekewitt.
Verlaten innern Fleder
De arme Greten sitt.
Se hört dör apen Finster,
Wat Peder lacht un beith.
Se süht, wat sit Marielen
Mit em in Saal rümdreith.
Er harr he dat versproken.
Nu sitt se still un weent. —
In 'n Dörpdroog spel'n Mus'kanten.
Dat klingt un jucht un dröht.

Albert Petersen.

Vollständiges in den Jdyllen von J. H. Voß.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

Ende Oktober jährt sich zum 150. Male der Tag, an dem J. H. Voß seinen Einzug in Otterndorf hielt. Die Stadt, in der er vier Jahre lebte (1778–1782), der Kreis Hadeln und der Heimatbund der Männer vom Morgenstern werden des Dichters in einer besonderen Feier gedenken. — Seine Jdyllen sind bis auf einige Spätlinge (Philamon und Baneis, die Erleichterten) alle in dem Zeitraum von 1774 bis 1784 entstanden, davon eine Reihe — wie das „Fragment einer Fischeridylle“ und „Der 70. Geburtstag“ — in Otterndorf selbst.

J. H. Voß war der Sohn eines unbemittelten Bäckers zu Sommersdorf in Mecklenburg. Gerade in dieser Landschaft mit einer fast rein bäuerlichen Kultur waren seit Jahrhunderten Sitte und Brauch, Wohnung und Nahrung, Herkommen und Recht in ihrer Grundrichtung die gleichen geblieben. Daher konnte auch Wossidlo, dieser „Sammler von Gottes Gnaden“ — wie R. Kenschel ihn nennt — hier seine so überaus reiche Ernte volkstümlicher Ueberlieferungen bergen, die er in seinen Büchern „Aus dem Lande Friß Reuters“ und „Mecklenburgische Volksüberlieferungen“ niedergelegt hat. Seine Jugendzeit in Benzlin, wohin der Vater kurz nach der Geburt seines Sohnes verzogen war, hat Voß in seiner „Antisymbolik“ beschrieben. Der Verkehr mit den Jugendgepielen, die Unterhaltung der einkehrenden Aderbürger und Fuhrleute, die langen Winterabende mit ihren grünen Geschichten, das alles schuf Eindrücke, die sich dem weichen Gemüt des lebhaften, lebendigen und oft auch träumerisch veranlagten Knaben für die ganze Lebenszeit tief einprägten. Jeder Mensch trägt die „Struktur seines Milieus“ mit sich herum. So auch Voß. Der alte Urväterglaube, die Formen der Sitte, der Gebrauch volkstümlicher Redensarten und sprichwörtlicher Wendungen, das flog gewissermaßen dem Landjungen zu und verwich mit seinem Wesen aufs natürlichste und innigste; denn gedrucktes Material zur Aneignung volkstümlichen Wissens stand auch dem reifen Manne außer dem Bremischen Wörterbuch und ein paar anderen Schriften nicht zur Verfügung. Zusammenfassende Darstellungen über Volksart und Volkskultur wie die von Thomas Kanthow aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts über Pommern und des Chronisten westfälischer Verhältnisse, des Kartäusermönchs Werner Rolewinck (1425–1502) in seiner „De laude veteris Saxoniae nunc Westphaliae dictae“ gab es für Mecklenburg nicht. Der ruhige Strom bäuerlichen Lebens ließ ja auch den Gedanken einer Zusammenfassung schwer aufkommen,

weil die drohende Gefahr des Verschwindens oder der Misverwertung des vorhandenen Volksgutes nirgends sichtbar war. Trotzdem darf man annehmen, daß unter dem Einfluß Rousseauscher Ideen schon ein dunkles Ahnen von den volkstumsverkümmernenden Wirkungen der städtischen Zivilisation, die mit dem Anbruch des aufsteigenden Maschinenzeitalters einsetzte, auch unsern Dichter ergriff, wenn er singt:

„Ihr armen Städter trauert
und tränkelt in der Stadt,
die euch wie eingemauert
in dumpfe Kerker hat.“

Voß schöpft in seinen Jdyllen aus dem Lebenskreis, dem er von Geburt, Herkommen und Denkart angehört und namentlich in seinen kleinen Jdyllen zeigt sich sein Wissen um seines Volkes Art und Wesen. Dazu kommt, daß er gern Ereignisse und Erlebnisse des täglichen Lebens zum Anlaß dichterischen Gestaltens nimmt (siehe die „Weidhapers“, die „Elbjaht“). Und ein Jdyll war sein Leben selbst. In ihren Mitteilungen „Aus dem Leben von J. H. Voß“ gestattet uns seine Gattin Ernestine einen tiefen Einblick in die Lebensführung dieses Ehepaares. Die „Kirchspülerin“ und „Der 70. Geburtstag“ atmen den feinsten Duft reinen Friedens und eines entzückenden Stilllebens. Andererseits zeigen ihre Erinnerungen aber auch, mit welcher Bedanterie der Tag — an unserer Auffassung gemessen — dahinschleicht, mit welcher schlafenden Zupfelmühseligkeit und mit welcher schlürfen- und beschleichen-gezielter Behaglichkeit oft ganz kleine, unscheinbare Dinge und Tatsachen des Alltags zu lebenswichtigen Ereignissen gestempelt werden. Essen und Trinken und wieder Mittagessen und Kaffeetrinken werden immer wieder in aller Breite erwähnt. Man lese nur einen Brief, den Voß von einer Reise im Jahre 1798 an Ernestine schreibt: „... eine Suppe von eingeschnittenem Rindfleisch, ein bider und zäher Psannkuchen mit duftendem Salat, den ich auf der Gabel erst abtriefeln ließ, schmeckten uns vorzüglich.“ Im „Abendschmaus“ setzt er uns eine Mischung vor, die selbst dem verwöhnten Genießer genügen muß: „... Mägelin, Schwämme, Trüffeln, Pfeffer, Oliven, Muskat, Bistazien, Morcheln, Knoblauch, Bohnen, Blumenkohl, Artischocken und Krebse, dazu an „Trabanten“: Tolläpfel, Kopfsalat, Endivien, Beete, Sardellen, Obst, Gurken und burschen Dregg...“

Solch ein Detail wirkt ermüdend und lehrhaft und durch das unausgeglickte Verändern und Feilen an seinen poetischen Erzeugnissen nimmt er ihnen die Unmittelbarkeit, die Natürlichkeit und Wärme der Empfindung und Wirkung und leiht ihnen den Charakter des Gespreizten, so daß Goethe an Zelter (1808) schrieb: „Für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz verschwunden.“ Dem Volksglauben steht der Dichter satirisch-polemisch gegenüber. Den Aberglauben will er lächerlich machen und ausrotten, wie es in „De Geldhapers“ („Die Geldgierigen“) und im „bezauberten Fensel“ deutlich erkennbar ist. Im „Riesenbühl“ läßt er den Tabuletteräumer zum Schluß sprechen:

„Schäfer, früh greist schon der Bart, und Ihr glaubt so kindische Pöffen.“ Läßt Euch der Dufelsud und die Knitte noch müßig, so bittet Euren Gebatter, für Käse und Woll, aus besonderer Freundschaft Euch das Märchen zu reimen, und singt es den Schafen und Hammeln.“

Der rationalistisch denkende Dichter wirkt mit solch ironischer Darstellungsart tendenziös: er will angreifen und — treffen. Wie ganz anders ist dagegen die Einstellung von E. M. Arndt zu diesem Stoffgebiet. In seinem „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“ (1843) offenbart er uns seine ganze Liebe zum Kleinen und Kleinsten, die ihm niemals gestattet, ein mitteilbares Lächeln über die Anschauungen des „rückständigen Volkes“ zu äußern oder sie gar mit Hohn und Spott zu betrachten. Stets faßt er — wie Dr. Geddescher im „germanischen Kulturkreis“ sagt — die Äußerungen des Volkes mit den zarten Händen des Züglenden und nicht mit den kalten des Wissenden an. Den Mitmittenen tritt er scharf entgegen, weil sie dem Volke das Schönste und Beste nehmen. Voß dagegen beißt diese feine Achtung vor den Gestaltungen der Volksseele als etwas Schwüßig-Altem, Bodenständig-Gewachsenem nicht, weil er ihnen gegenüber die „vornehme Reserve des Rationalisten“ wahr.

Zum Verständnis der Denkweise des Dichters muß allerdings gesagt

werden, daß ihn in seinem Lebenskreise die ganze schmutzige Flut schädlicher und verderblicher Wirkungen abergläubischer Handlungen umspülte. Er trat damit in Reih und Glied seiner Mitbewerber, der Kirche und der Behörden, die gegen diese Beimmungen ebenfalls in Kampfstellung standen. Gerade in jener Zeit gab es in unserer Heimat eine ganze Anzahl von Geistlichen, die fruchtbare Aufklärungsarbeit leisteten und den Landwirt von der Berufsarbeit her zu eigenem Nachdenken zu erziehen suchten. Wir erinnern nur an die „Landwirtschaftlichen Erfahrungen“, die der äußerst praktisch veranlagte Pratz, der Sohn unseres größten Heimatforschers und Heimatpflegers jener Tage, herausgab.

Wir Gegenwartsmenschen haben die größere zeitliche Distanz, um in den Glaubensresten aus alter Zeit nicht einen Altwelt- oder Köhlerglauben zu sehen. Anders verhält sich Boß zu den überlieferten Sitten und Gebräuchen, denn ihre Schilderung gehört ja geradezu zum Wesen seiner Idyllen. Aber auch hier ist er nicht ganz neutral. In einem Brief an Boie schreibt er 1780 über „Die Kirchsplückerin“ von Otterndorf aus:

„Meine Idylle, wovon ich Dir lest schrieb, ist fertig und gefällt mir sehr. Es ist ein Versuch, wie weit man die Denkart der Landmädchen veredeln kann, ohne unnatürlich zu werden.“

In den „Geldhapers“ verspottet er das Schachgraben, das Traumbenten und die Lotteriesucht, die über eine vierländler Familie Unfrieden und Armut heraufbeschwört. In den Büchern vermutet das Volk vielfach den Schlüssel zum Voraussehen der Zukunftsgeschehnisse und zum Bannen des Teufels und der Dämonen. Auch hier geht Boß von einem persönlichen Erlebnis aus. Im Jahre 1776 schrieb er an seine Frau:

„Neulich hatte ich einen sonderbaren Besuch. Ein Goldgräber erzählte mir mit leiser Stimme, daß da und da ein Schatz sich läuterte, dessen Hebung man nicht erfahren könnte. Da ich nun ein großer Gelehrter sei und die Natur der Geister kenne, möchte ich doch in ihre Gesellschaft treten. Er wollte sich's nicht ausreden lassen, sondern meinte, daß ich mit meinen Künften nur nicht recht heraus wollte; denn wozu seien sonst die großen Bücher da?“

Das Leben des Landvolkes ist aufs engste mit der Natur verknüpft, und der Wunsch auf gute Aussaat und Erntezeiten zwingen zur Beobachtung der Naturerscheinungen. So kommt es, daß der Wetterglaube von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird und die Zeit des Erntens mit einem bunten Kranz von alten Sitten und Bräuchen umwoben ist. Alle Vorboten und Anzeichen der kommenden Witterung finden die sorgsamste Beachtung.

So lesen wir in der „Henmach“ als Kennzeichen schlechten Wetters: „Die Schwalben fliegen dicht über dem Wasser dahin, die Schweine werfen das Stroh hoch, der Maulwurf wühlt, im Schornstein fällt Ruß herunter, die Fliegen stechen, die Hühner wollen nicht aus dem Schauer und die Regentropfen hübseln.“

Beim Henmachen gab es früher besondere Heullieder. In der zuletzt erwähnten Idylle singt der Bursch:

Nimm auch, Mädchen, die Sens' und schlage den Takt mit dem Schlüssel. Sensengeller erst macht dir ein Heulied wirklich zum Heulied.“

Wenn Besuch kommt, pußt sich der Kater. Der Storch sieht Schimpf und Schande und Feuer voraus und verläßt vorher das gastliche Dach. In den Wölften laust der wilde Jäger mit seinem wütenden Heer durch die stürmende Nacht. Wenn das Brautpaar in die Kammer geht, muß volle Musik ertönen, damit ein Nachtgespenst es nicht beleidige. Die Leinwand müssen Jungfernhände besprengen, erst dann erhält sie schneeschimmernden Glanz. In der Neujahrsnacht verkleiden sich die jungen Mädchen als weißes Gespenst, schreiten rückwärts über die Schwelle und sehen dann, wenn das Glied ihnen hold ist, auf dem Hausgiebel ihren Hochzeitskranz. An Winterabenden macht man in der warmen Döns „Schlappen, Köpel und Giew“ und wohl auch den Sonntagstod (Gurndagstod). Die Erwachsenen schämen in ihrer freien Zeit das Kegelspiel und das Vogelschießen, die Jugend das Buttersollenwerfen, das Selzenlaufen, das Erklettern der glatten Vogelflange und das Scheißern (Schierken).

Auch Sagen, Märchen und Volkslieder werden vom Dichter mehrfach vermerkt und überarbeitet.

Soweit nur ein paar Andeutungen aus der großen Zahl volkswundlicher Belege, die uns in den Idyllen entgegentreten. Da wir sie jedoch nicht geographisch einzugliedern vermögen (Otterndorf, Medlenburg, Gutin, Wandsbek) und auch nicht mit Bestimmtheit auf ihre richtige Wiebergabe schließen können, so ist nur durch den jeweiligen Vergleich mit Bartsch, Wossidlo, Sartori und Müllenhoff die Bedeutung der Idyllen als Primärquelle zu ermessen.

Zum Schluß möge nicht unerwähnt bleiben, daß Boß in den „Geldhapers“ und im „Winterabend“ auch den Schritt zur Anwendung der plattdeutschen Sprache gewagt hat. Wie er selbst feststellt, wünschte er in dem angewandten Dialekt einen schlichteren Nachhall der alten sächsischen Buchsprache zu bieten. Die ältere Schwester soll der jüngeren gleichwertig an die Seite gestellt werden. Sein Versuch ist jedoch mißlungen; seine in der Mischung verschiedener niederdeutscher Dialekte geschriebenen Idyllen sind einem größeren Kreise nicht bekannt geworden; dagegen haben die prosaischen und poetischen Erzeugnisse von Claus Groth und Fritz Reuter, die sich beide mit vollem Bewußtsein straff in den Grenzen ihres Landschaftsdialektes hielten, den niederdeutschen Leser — und nicht nur diesen — in den Bann gezogen und damit ungleich viel mehr zur Wiederbelebung des Plattdeutschen beigetragen als der künstliche Versuch von J. H. Boß.

Goldföner.

Du sollst dich nicht umgucken, zu sehen, wie weit die anderen wohl gekommen sein möchten. Es gehen genug vor dir, von denen du den Weg erforschen und ersuchen kannst.

Gorch Fock.

Daß die Heimatliebe ersterben, und es stirbt mit ihr unseres Volkes bester Teil.

Schlösser.

Ich habe gelernt, was Heimat heißt, und darin einen Schatz gefunden, der auch reich macht und in dessen Besitz ich nie wieder arm werden kann.

Rachel.

Das Focke-Museum in Bremen.

Durchschreiten wir heute das Focke-Museum, das in abwechslungsreicher Fülle und übersichtlicher Reihenfolge Schätze aus Bremens Vergangenheit bietet, so denken wir nicht mehr an die Schwierigkeiten, die das jetzt so gelungene Werk in seiner Entwicklung störten.

Von Anfang an war es ein Mann, der sich um sein Gedeihen verdient gemacht hat, dessen Namen das Museum jetzt auch trägt: Dr. Johann Focke. Er war ein „tagebarer“ Bremer Kind, im Jahre 1848 geboren, der schon mit siebzehn Jahren versucht hat, eine „Historische Gesellschaft“ zu gründen. Focke studierte Jura, machte den Feldzug 1870 mit, lehrte mit dem eisernen Kreuz helm, beendete in Göttingen sein Studium und trat 1875 in die Staatsverwaltung Bremens ein. Eine langjährige, schwere Krankheit trübte seinen Lebensweg. Trotzdem arbeitete er ständig an dem Aufbau der künstlerischen und kunstgewerblichen Interessen seiner Vaterstadt. Darunter fällt die Gründung der „Kommission zur Erhaltung kunst- und kulturgeschichtlicher Baudenkmäler“. Als Focke sich im Jahre 1896 erbot, für diese Kommission eine „Sammlung beweglicher bremischer Altertümer“ zu beginnen, wurde sein Vorschlag mit Freuden aufgegriffen. In den Resten des alten Katharinenklosters wurde endlich Pfingsten 1900 nach mancherlei Mühen das „Historische Museum“ eröffnet. Von da an ging es aufwärts; die Räume reichten bald nicht mehr aus; ein Umzug in den Dombau wurde 1905 bewerkstelligt.

Seit dem Frühjahr 1915 befindet sich das Museum im früheren „Altenheim“ an der Weser, bei der Eisenbahnbrücke, wo es jetzt seine dauernde Heimstatt hat. Das Gebäude, in dem das Focke-Museum nun untergebracht ist, kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Ende des 17. Jahrhunderts wurde von der altstädtischen Diakonie gegründet, hat es als Armenhaus viel Segenbringendes erlebt. Von seiner damaligen Bestimmung zeugen heute noch die Opferbüchsen zu beiden Seiten des Einganges. Aus derselben Zeit stammt die alte Glocke, die auf dem Hofplatz aufbewahrt wird. Dort leuchtet ein Beet roter Rosen inmitten eines Gartens; verwitterte Sandsteinfiguren, Grabmäler und das kunstvolle schmiedeeiserne Gitter vervollständigen das Bild. Von der ausgetretenen Steintreppe herab bildet das Hauptgebäude mit dem Türmchen filhouettenhaft einen reizvollen Rahmen.

In dem Gebäude selbst zeigt der größte Saal eine Uebersicht über die Entwicklung der bremischen Schifffahrt. Gemälde von alten Segelschiffen, der Bremerhavener Reede, der Hafeneinfahrt (zwei davon sind für den Sitzungsaal des Bremischen Rates in Bremerhaven anlässlich der 200-jährigen Feier kopiert worden) und andere mehr, zieren die Wände. Gute verwitterte Galleonsfiguren zeugen von einer verschwundenen Zeit. Admiral Brommy, dem Deutschland seine erste Flotte zu verdanken hat, ist eine besondere Gde gewidmet. Einige Aufzeichnungen über ihn geben ein erschütterndes Bild vom Leben dieses Mannes. Sie schließen mit den Worten: „Er starb im Jahre 1860 in St. Magnus bei Bremen an gebrochenem Herzen.“ Ein Modell der Schleuse des Alten Hafens zieht noch besonders die Aufmerksamkeit der Bremerhavener Besucher auf sich.

In einem angrenzenden Raum steht das Gestühl einer Kirche und ihre Kanzel; eine Sammlung gestickter Klingelbeutel, Opferbüchsen, Gemälde ehemaliger Prediger, Wappentafeln der Bremer Geschlechter, deren Angehörige als „Diakonen“ oder „Bauherren“ in den Gemeinden gewirkt haben, sind Erinnerungen aus der bremischen Kirchengeschichte. Kanonen, Rüstungen, Uniformen, alte Fahnen, darunter die des ehemaligen 4. Bataillons des Bremer Regiments, der benagelte hölzerne Roland, rufen das Gedenken an kriegerische Zeiten wach. Hier wird auch die Erinnerung aufbewahrt an eine kriegerische Tochter Bremens, Anna Lühring, die sich Anfang 1814 den Lützower Jägern anschloß, in Verkleidung die Belagerung von Jülich und später unerkannt den weiteren Feldzug mitmachte, und dann, von allen gepriesen und hoch geehrt in der Heimat empfangen wurde. Ihr Ende ähnelt dem des Admirals Brommy: Vergeßsen starb sie in der Einsamkeit.

In einem kleinen Seitenraum sind eine Reihe von Familienandenken an Bremens größte Söhne aufgestellt; insbesondere an Johann Schmidt, den großen Bürgermeister und Gründer Bremerhavens, und an H. H. Meyer, den Gründer des „Norddeutschen Lloyd“.

In einer anderen Abteilung werden die Erzeugnisse der Künste und ihre Herstellungsarten veranschaulicht. Ein Kaufmannskontor, ein Tafelschiff, eine Höferei fehlen nicht, und moderne Kunsttöpferei aus Worpsswede und aus der Böttcherstraße sind interessante Vergleichsobjekte zu den beim Bauen ausgegrabenen Töpferfunden aus vergangenen Jahrhunderten. Eine reich verzierte Türkrönung aus Emden schließt den letzten Raum des Untergeschosses ab.

Im ersten Stock sind Teile mittelalterlicher Kircheneinrichtungen gesammelt worden: Truhen, Reliefs mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte, eine Orgel, eine hölzerne Madonna, ein prunkvoller, teils bemalter, teils bestickter Bischofsmantel, und anderes mehr. Daran schließen sich zwei Bremer Barockzimmer mit geschnitzter und gemalter Decke. Im selben Stil finden sich riesengroße Schränke mit prunkvoller Schnitzerei. Es folgen eine Reihe von Stülzimmern, die von einem lichten Pavementraum sinnvoll unterbrochen werden. Barock, Rokoko, Empire, Biedermeier, zeigen ihre Schönheiten auf das Vorteilhafte, und Bitrinen, gefüllt mit den reizendsten Porzellanen, beleben anmutig einen Teil der Räume. Ein Reispinett, das in zahlreichen Fächern alles unterbringt, was eine schöne Frau von früher auf der Reise brauchte (sogar ein Zahn-

stocher fehlt nicht) und eine Biedermeierwiege, sowie Puppentischen, bilden das Entzücken der jüngeren Welt. Bemalte Hochzeitsbänder mit empfindsamen, gefühlvollen Reimen für das Glück der jungen Ehe entlocken uns heute ein Lächeln. Eines schließt mit den Worten:

„Dies kannst du hoffen und erwarten,
bekannt ist seine Tugend mir.
Die Söhne sollen nach ihm arben,
die Töchter alle ganz nach dir!“

Zum Schluß sei besonders die Tatsache hervorgehoben, daß fast sämtliche Gegenstände im Focke-Museum aus altem bremischen Privatbesitz stammen. Raum genug für eine Erweiterung und Ausdehnung des Museums ist vorhanden. Sicherlich gibt es in vielen alten Bremer Häusern noch manches wertvolle Stück, das es verdiente, dort aufgestellt zu werden, um es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Es ist heutzutage gut, gelegentlich einen Blick in verflossene Zeiten zu tun, und zu sehen, wie unsere Väter gelebt haben. Wer es irgend einrichten kann, sollte es daher nicht versäumen, bei einem Aufenthalt in Bremen das Focke-Museum zu besuchen.

Hans Croner.

Herbstliches Moor.

Von Dr. Adolf Peter Paul (Bremen).

Ein Zuwel norddeutscher Landschaft ist das Moor in den Niederungen der Unterweide, die Gegend von Worpsswede, das sogenannte Teufelsmoor. Man hat oft beklagt, daß äußerst mangelhafte Verkehrsverbindungen dem gewöhnlichen Sterblichen den Genuß dieser Schönheiten zu schwer machen. Und doch: mit Schnellbahn oder Kraftwagen ließe sich dem landschaftlichen Reiz des Worpssweder Biersacks gar nichts abgewinnen; er will erwandert sein. Er wandert am besten von Süden oder Südwesten her, so daß man aus der bunten Weite in die grüne Enge des Waldes, aus der wegstillen Tiefe auf die laute Bewegtheit der Höhe, vom breiten Rücken des Berges über Friedhof und Kirche in den Frieden des Dorfes kommt, und in den bunten Kampf um die Kunst...

Der herbstlichen Erscheinung des Moores fehlt der Feuerglanz der Laubwälder. Harter, bunter, vielfältiger, ein größerer Reiz, ein Meister des Griffs, wandert der große Zauberer über Heide und Moor. Das gelbe Birkenlaub klingt ein letztes helles Lachen über die tiefen Arbeitsfurchen der Wege und den fetten bläulichen Bruch des Aders. Dunkel leuchtet und fundelt das Wasser, das trägt unter Gezweig, Holzernen Brücken und felsigen Laufstegen die Wege begleitet. Das Leuchten wird blau und grün, hellrosa und golden, wo der Himmel über die grünen Wiesen wandert und einen Augenblick in die rundwängigen Gräben schaut. Weiße Birkenstämme zieren sich vor dem düsteren Ernst der Tannenzweige um das uralte Gehöft. Durch die Hochstämme der trausen Eichen brüllt das Ballenblau des Bauernhauses. Die Tiere gehören zur Landschaft, das gefleckte Rind belebt die grüne Weide, die Herde weißer Gänse umschnattert das Hoftor, die schillernde Ente zerfurcht das blaue Moorwasser. Dann schwingt sich ein Feld fast verblühter Heide den Gang hinan, braun wie Rost, ein paar frühlingsliche Birken im Schoß, zäh und stolz auf diese plattbütsche Eigenart: nur einmal im Jahr den Mund aufzutun. Und schwarze steile Torfwände über grünlichem Moorwasser; und wieder das sonnige Jubilieren der Birkenkinder. Dahinter blaut das tiefdunkle Massiv des Weber Bergers mit dem seltsamen roten Schmetterling des Niederjachsensteins droben...

Und nun der Himmel! O du lieber, lieber Himmel! O, du himmlische Zartheit, du blaues Blau, verschwabend in mädchenhaftes Rosa; du dunkle Wollenburg mit güldnen Zinnen, du weißbetupfte Märchenwiege, du duftende Morgentauwiege, du goldenes Abendtraumreich, du graues Nibelheim der Krähen! ... Der Flug geht durchs müde Land. Die Pferde dampfen. Der Wagen quarrt zwischen Heidebüscheln hin. Kartoffelfeuer mühlt seine Rauchschwaden über das ganze weite Teufelsmoor. Irgendwo tiriliert noch ein Vogel: er kann sich nicht trennen von seinem Himmel.

Irgendwo — singt ja immer ein kleiner fröhlicher Vogel und sucht seinen Himmel.

Wilsede.

Ge. Es ist so lange noch nicht her, da kannten nur einige heimatsstarke Männer und Frauen diesen kleinen abgelegenen Ort in der stillen weiten Heide. Seit aber Wilsede das Herz des Naturschutzparks war, stieg der Ruf des Heidebörns schnell, und heute ist es in der ganzen Welt bekannt. Aber dennoch wahrte es sich seinen alten Charakter; es ließ sich nicht verleiten, ein Modedorf zu werden. Wer heute nach Wilsede reisen will, muß sich schon auf seine Füße verlassen, wenn er nicht etwa ein Rad besitzt, mit dem er schmale Fußwege fahren kann.

Es war doch ein überaus glücklicher Gedanke, daß hier durch zeitigen Zugriff der schönste Heidefleck Norddeutschlands der Spekulation entrissen ward und der überkommene Zustand nunmehr für alle Zeiten gesichert ist. Ueber diesem Heideparadies steht mit unsichtbaren Buchstaben geschrieben: Dem deutschen Volke! Wie ein großes Naturmuseum soll der Heidepark der Nachwelt überliefert werden. Noch ist dieses Werk, eine Kulturtat allerersten Ranges, im Entstehen; es voll und ganz zu würdigen, muß der Nachwelt überlassen bleiben. Aber jeder, der durch den Heidepark wandert, soll inne werden, daß es sich hier um eine große Sache handelt, die ganz auf freiwillige Beiträge angewiesen ist. Wer kann, soll und muß helfen, mit Worten und mit Geld.

Die sieben oder acht Höfe, die den Ort Wilsede ausmachen, verziehen sich nach Niedersachsenart hinter mächtigen Eichen und schützen sich überdies durch eine aus Findlingen gefügte Mauer. Der Strom einer alles gleichmachenden Zeit hat Wilsede nicht gefunden. Glücklicherweise nicht! So blieb alles bodenständig und echt. Und es war ein guter Griff,

in dem Heidemuseum ein Spiegelbild des Volkslebens aus der Zentralheide zu geben. Wilsede kann sich rühmen, das älteste Freilichtmuseum Norddeutschlands zu besitzen. Kein Museum in landläufigem Sinne, sondern ein wahrer Ausschnitt aus dem Volksleben, ein lebendiger Gruß der Vergangenheit an die Gegenwart. In einem überaus fesselnd geschriebenen Führer durch das Museum entrollt Pastor W. Bode, der Vater des Naturschutzparks und Begründer des Heidemuseums, packende Bilder aus dem Leben des Heidier. Wer Wilsede besucht, wird auch den Wilseder Berg besteigen, der mit seinen 170 Metern die höchste Erhebung Norddeutschlands darstellt. Bei klarem Wetter genießt man von der Höhe einen großartigen Fernrundblick. Nach allen Seiten, soweit das Auge reicht, wellige Hügel mit düsteren Tannen und freundlichen Dörfern. Nicht minder stark wirkt das Bild, wenn graue Nebelschleier die Ferne verhüllen und der Wind mit den Nebelschwaden ein neidisches Spiel treibt.

Auf der anderen Seite des Ortes liegt der Totengrund, wohl das stimmungsvollste, was die Heide zu bieten hat. Lebendig und unvergänglich steht mir jener Spätsommerabend vor der Seele, als ich beim Vollmond zur Schlucht hinabstieg, für die das Volk diesen düsteren Namen prägte. Wie stille Wächter umsäumten die dunklen ernsten Tannen den weiten Grund. Zu ihnen gesellten sich Wacholder, feierlich, starr und stumm, als hätten sie schweres Leid zu tragen und fänden in ihrem tiefen Schmerz keine Klagenorte. Im fahlen Mondschein spielten gespenstisch die Nebel. Und über allem eine Stille, so himmlisch, wie sie nur die Heide spenden kann.

Ganz anders zeigt sich der Steingrund. Wohl bleiben auch ihm die Wacholder treu, aber dazwischen ist der Grund mit Steinen überfüllt, mit großen und kleinen, als hätten Kobolde hier ein neidisches Spiel getrieben. Und im Grunde schlängelt sich unter frohen Birken der Weg am Walbesaum entlang und geleitet den Wandersmann zu immer neuen Schönheiten.

Und dann wandere weiter hinaus in den Heidepark, durchquere ihn nach Norden oder Süden. Wohin du auch gehen magst, immer offenbaren sich dir neue Reize. Fast möchte man sagen, ein Bild jagt das andere, wie beim Film. Ob du von Wilsede durch die Tannen nach Daberstedt gehst und weiter über Wollsbere nach Wollsbere, dem Paradies der Heide, wanderst, ob du von Haberstedt durch die Hochheide nach Schneverdingen pilgerst, ob du durch den Totengrund zum Forsthaus Sellhorn und weiter nach Behringen und Bispingen marschierst, ob du den Weg über Undeloh und Menningen nach Wehlen einschlägst oder ob du durch den herrlichen Garltorfer Forst westwärts ziehst: überall spricht diese wunderbare Landschaft in ihrer unberührten Reinheit und verträumten Schönheit eine vernehmliche Sprache.

H. Stellen.

Granatfang.

Von Hans Redelfs (Oldenburg).

3 Uhr morgens ist es. Auf dem Deiche bei Burhave wandere ich entlang. Ich habe einen Granatfischer, deren am Deiche viele wohnen, gebeten, mich auf seinem Fahrzeug mitzunehmen in See. Um 4 Uhr wollen wir von Burhave abfahren.

Ein neuer Tag dämmert über der breiten Wesermündung herauf. Ist das denn überhaupt noch die Weser? Es könnte ebenso gut schon das Meer sein, so breit ist die Weser an ihrer Mündung. Das jenseitige Ufer, das Land Wursten, kann man bei hellem Tage nur als schwachen dunklen Strich erkennen, jetzt, in der Morgendämmerung gar nicht. Im Nordwesten scheinen Himmel und Wasser eins zu werden; dort ist das offene Meer. Aus dieser Richtung blüht in raelmäßigen Abständen das weiße Blinkfeuer des Hoheweg-Leuchtturmes auf. Das ganze jenseitige Ufer flimmert von rot und weiß glühenden Punktchen. Kleinere Leuchtfeuer sind es. Ueber dem Horizont erscheint ein hellgelber Streifen, der langsam breiter wird. Die Sonne steigt aus dem Meere. Die Leuchtfeuer verschlingen eines nach dem anderen; der Tag hat sein Regiment angetreten. Von der Seeseite her weht ein scharfer eisiger Wind. Noch ragen hier und da höhere Sandbänke aus dem Wasser. Allmählich verschwinden aber auch sie in der steigenden Flut.

Ich bin in Burhave angelangt. In dem Fischerhäuschen am Deiche gibt es erst eine Tasse dampfenden Kaffee, dann kann die Fahrt losgehen. Mit müden Augen sehen die Fischer nach dem Wetter. Im Ziel schaukeln auf den Wellen zwei kleine Fischerfahrzeuge, die mir im Hinblick auf den hohen Wellenschlag, der hier das Wasser bewegt, und den Zweck, dem sie dienen, fast zu klein erscheinen wollen. Ich folge den beiden Fischern an Bord, der Motor wird angeworfen, und vorsichtig fahren wir durch den schmalen Kiel in das breitere Fahrwasser hinaus.

Reichlich primitiv ist es ja an Bord. Ich muß mich irgendwo festhalten, um bei dem starken Schaukeln des Fahrzeuges nicht über Bord zu fallen, denn eine Reeling gibt es hier natürlich nicht. Die beiden Fischer beginnen mit den Vorbereitungen für das Auswerfen des Netzes und das Rochen der Granat. Als wir den Leuchtturm „Robbenplate“ passieren, wird das große Netz ins Wasser gefahren. Eine auf dem Wasser schwimmende bunte Tonne zeigt seine jeweilige Lage an. Gewaltig kämpft unser kleines Fahrzeug gegen die hohen Wellen, gehemmt durch das schwere Netz, das es schleppen muß. Eine Stunde lang wird das Netz so gezogen. In dieser Zeit bereiten die Fischer alles an Bord für das Einholen des ersten Fanges vor. Das Deck wird geschrubbt, damit kein Schmutz mit den Granat in Verührung kommt. Ueberhaupt herrscht an Bord trotz aller Einfachheit die peinlichste Sauberkeit. In der Mitte des Bootes, neben dem Mast, steht ein großer Kessel, in dem die Granat gleich nach dem Fang gekocht werden. Feuer wird angemacht, einige Eimer Seewasser in den Kessel, und bald kündet der aufsteigende Dampf, daß das Wasser heiß genug ist.

Im Kielwasser folgen uns noch drei andere Fischerfahrzeuge, bei denen auch schon die Schornsteine der Granatkessel rauchen. Gleichmäßig

hebt und senkt sich der Bug unseres Schiffchens. Hin und wieder kommt auch wohl mal ein Striker auf Deck. Ein großer Passagierdampfer kreuzt unseren Kurs. An Bord des Ozeanriesen liegt noch alles im tiefsten Schlummer, nur auf der Kommandobrücke stehen einige Gestalten.

Immer langsamer wird die Fahrt unseres Bootes; das Netz wird schwerer. Endlich wird es mit einer Winde an unser Fahrzeug herangeholt und an Bord gezogen. Für mich ist das einer der spannendsten Augenblicke der ganzen Fahrt. Eine kribbelnde und krabbelnde graue Masse wird auf dem hinteren Teil des Schiffes geschüttet. Ein großer Berg durchsichtig grauer Granat. Sie sind von der gleichen grauen Farbe, wie das Wasser, auf dem wir fahren. Millionen Beine zappeln in der Luft. Große helle Krebse arbeiten sich aus diesem Berge von Granat und grünem Seetang heraus und verkriechen sich in irgendeinem Winkel an Deck. Die lebenden Granat werden mit Schaufeln auf ein Sieb geschüttet und so durchgeseiht, daß die ganz kleinen in einen Behälter für sich fallen. Gefocht und in der Sonne getrocknet finden sie nachher als Hühnerfutter Verwendung. Erst jetzt, wo die lebenden Granat geseiht werden, sieht man, was für Seeungeheuer mit in das Netz geraten sind. Eine Urmenge von kleinen Butt, die mit ihrer platten, fast runden Gestalt drollig aussehen und ängstlich nach Luft schnappen. Der Fischer hat Mitleid mit ihnen; sie werden alle wieder ins Wasser geworfen, damit sie noch wachsen. Nur die größeren Butt werden an Bord behalten, um nachher an Land gebraten zu werden. Große und kleine Krebse finden sich in Unmengen zwischen den zappelnden Granat. Noch viele andere Seebewohner, die mit an Deck gekommen sind, überraschen durch ihre absonderlichen Gestalten. Da sind einige, die sehen aus, wie runde Scheiben; andere ähneln mit ihrem dicken breiten Kopfe, der auch noch Hörner trägt, dem breiten Maule, dem langen dünnen Körper, mit flacheligen Flossen eher einem Drachen, als einem Fisch. Dann zappeln da noch Fische, die auch einen ganz breiten Kopf und sogar einen Schnurrbart, aber einen durchsichtigen, rötlich schimmernden Körper haben. Noch einige kleine Fische mit einem blaugrünen Streifen auf dem Rücken, silbernen glänzendem Körper, sonst — Granat, Granat. Alles dieses kleine Getier, außer den Granat, wird wieder ins Wasser geworfen. Das Deck ist glitschig geworden von zertretenen Fischen und Krebsen.

Die ersten Granat werden mit der Schaufel in das siedend heiße Wasser geschüttet, zappeln noch einige Sekunden und krümmen sich zu der charakteristischen Form. Sie werden solange gefocht, bis der Kessel überlocht, und werden dann herausgeholt, um an Deck auf Platten zum Trocknen ausgebreitet zu werden. Während des Kochens haben sie jene schön rötliche Färbung angenommen.

Inzwischen ist das Netz zum zweiten Male ins Wasser gelassen worden. Bis es wieder an Bord geholt wird, haben die Fischer die bereits gefangenen Granat schon gefocht, getrocknet und in Körbe geschüttet. Dieses Mal ist das Netz besonders schwer. Wir drei können es nicht auf Deck ziehen. Schwer hängt es an der einen Hooke. Was mag wohl darin sein? Ein besonders guter Fang? Ein außergewöhnlich großer Fisch? Wir rufen eins der in der Nähe fischenden Fahrzeuge heran; es kommt längsseit unseres Schiffes. Zwei Mann klettern zu uns an Bord, und mit vereinten Kräften gelingt es, das schwere Netz an Deck zu ziehen. Was ist darin? Wenig Granat, viel Sand und Seetang. Außerdem ist das Netz zerrissen! Wir können es vorläufig nicht wieder auswerfen. Es wird am Mast hochgezogen und ausgepannt, um gleich an Ort und Stelle repariert zu werden. Die Fischer sind nicht sonderlich bekrüßt über ihr Mißgeschick, rauchen genau so vergnügt ihre Pfeife weiter, als sei nichts geschehen.

Da Niedrigwasser ist, können wir nicht in den Siel einfahren und müssen noch ungefähr zwei Stunden in der Wesermündung treiben. Endlich versinken die Sandbänke wieder im Flutwasser, und auch der Siel läuft wieder voll. Durch die schmale Rinne fahren wir aus dem Fahrwasser an den Landungsplatz am Deiche. Da das Wasser noch sehr leicht ist, liegt unser Schiffchen ganz unten an der Holzverkleidung des Sieles. Wir machen eine kleine Kletterpartie und — stehen wieder an Land.

Bedeutung der Ortsnamen in der Umgebung von Wesermünde—Bremerhaven.

Eine sprachliche Plauderei von W. Wittkopf.

I.

Die folgenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch, für die darin behandelten Ortsnamen eine unumstößliche Deutung gesunden zu haben. Es ist nicht schwer, Namen wie Neuhaus oder Altenwalde zu erklären. Schwerer schon wäre es, in Jmsum Jmmos Heim zu erkennen, wenn dabei nicht die alte Form von 1091 Jmmeschem zu Hilfe käme. Am schwersten aber sind die Namen zu deuten, deren jetzige Form so abgeschliffen ist, daß sie mit keinem gangbaren Worte mehr Verwandtschaft zu haben scheint, und von denen uns jede alte urkundliche Form fehlt. Bei ihnen sind wir auf Vermutungen angewiesen, nicht auf sicheres Wissen. Wir mögen unseren Scharfsinn an ihnen üben und zu hübschen Deutungen kommen; aber daß diese fest und unverrückbar seien, werden wir nicht behaupten dürfen.

Oftmals werden wir die Möglichkeit oder Notwendigkeit sehen, mehrere Deutungen gelten zu lassen. Dann muß es jedem einzelnen überlassen bleiben, welche er für die wahrscheinlichste hält. Also behaupten wollen die folgenden Zeilen nichts, nur anregen möchten sie, weitere Kreise als die der Sprachforscher, sich mit den Namen von Orten, Flüssen, Wäldern und Hügeln ihrer Heimat zu beschäftigen. Und der Verfasser dieses Aufsatzes wäre sehr dankbar, wenn ihm z. B. die jetzt gesprochene (nicht geschriebene) plattdeutsche Form schwer deutbarer

Namen mitgeteilt würde. Die amtlich geschriebene Namensform ist ja manchmal stark entstellt worden und führt auf ganz falsche Wege. Da kann dann die volkstümliche Form Licht in das Dunkel bringen und zur richtigen Deutung führen.

Wenden wir uns nun der Deutung der Ortsnamen zu, so treffen wir bei Lehe schon gleich auf große Schwierigkeiten. Nicht als ob es dem Namen an einer Deutung fehlte, nein, im Gegenteil, er läßt zu viel Deutungen zu.

Die Stadt führt ja im Wappen die beiden Sensen; ein Beweis dafür, daß man seinerzeit den Namen auf niederdeutsch „lee“ oder „lehe Senje“ zurückführte. Da der Ort im Süden und Westen von weitläufigen Wiesensflächen begrenzt war, so hatte diese Deutung sicherlich etwas volkstümlich Verständliches. Aber sie bleibt eben Volks-etymologie und kommt wissenschaftlich nicht in Betracht.

Als erste ernst zu nehmende Deutung gilt vielmehr die Ableitung von germanisch blaba Hügel, Grabhügel. Tatsächlich liegt nun das alte Lehe auf einem Geestrüden, der sich einige Meter über die angrenzenden Wiesen erhebt; und bei bescheidenen Ansprüchen mag man diesen Rücken einen Hügel nennen. Aber der Gebrauch des germanischen Wortes blaba, altsächsisch bleo, scheint sich mehr auf einen Grabhügel, also auf eine stark gerundete und nicht flache Form zu beziehen. So würde diese Deutung der Vertikalität wenig entsprechen.

Im Gegensatz dazu steht die Verknüpfung mit germanisch leega niedrig (altfries. und mittelniederdeutsch leech, leege). Dies Wort ist ja noch im Gebrauch und mir z. B. in der Bedeutung schlecht oder krank (de leege Jung; he hett'n leegen Foot) gut bekannt. Es steht auch sicherlich in dem Namen des vor Badingsbüttel liegenden Watto's „Meyers Legde“. Eine Leegde, mittelniederdeutsch leege, bedeutet Niedrigkeit, niedrig gelegener Ort, Niederung. Nun liegt aber das alte Lehe ja gerade auf einer Erhöhung — im Verhältnis zur Umgebung —; daher paßt diese Deutung zur Vertikalität noch schlechter als die vorige.

Eine dritte Deutung geht auf angelsächsisch leg, lee eingeebtes Feld zurück. Sie stützt sich auf die große Autorität v. d. Ostens. Leider läßt sich ein entsprechendes altsächsisches oder altfriesisches Wort nicht finden. Und die Bedeutung „eingeebtes Feld“, die für Flurnamen sehr passend ist, scheint für Ortsnamen wenig wahrscheinlich (obwohl ich natürlich weiß, daß Ortsnamen oft aus Flurnamen entstanden sind).

Der vierte Deutungsversuch bringt Lehe mit dem Zeitwort ledian (altsächsisch) zusammen und läßt den Namen aus leed—aa (d. h. Zeitwasser, Abzugsgraben, dann überhaupt Fluß) entstehen. Er stützt sich dabei auf die Tatsache, daß für Lehe bei Bremen die alte Form leda, lede urkundlich bestätigt ist. (Die Angabe in Förstemanns Ortsnamen, daß für „Lehe bei Geestemünde“ 1188 lede gebraucht sei, ist, wie ich mich überzeugt habe, irrtümlich. Es handelt sich in der betreffenden Urkunde um „lede in Hollandria“, also im Hollerland bei Bremen.) Nun läge Lehe ja an einem Fluß, und zum Überfluß führe der Abfluß aus dem Högeler See den Namen Lehe. Also Lehe oder lede sei dasselbe, nämlich etwa Entwässerungskanal (so Rohbe im Jahresbericht der „Männer vom Morgenstern“ 1899). Alle diese Angaben lassen sich nicht bestreiten. Und so hätte diese Deutung sehr viel für sich, wenn auch sie wiederum nicht einen Hafen hätte. Man kann nämlich die Geeste nicht gut als Entwässerungskanal bezeichnen wie etwa die Lehe aus dem Högeler See oder den Graben, an dem Lehe bei Bremen liegt, wenn man nicht jeden ausgewachsenen Fluß so nennen will. Außerdem ist für unser Lehe zunächst die Form leda oder lede noch nicht entdeckt worden. Im Jahre 1306 wird ein Johannes de Le genannt, 1313 heißt der Name noch Le, 1316 schon Lehe. Eine frühere Form als die genannte ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Aber es gibt andere Orte dieses Namens, für die es frühere urkundliche Formen gibt. So berichtet Wolters Chronik 1059 von einer „parochia S. Viti in Jabelee“, also einem See im Gebiet der Jade. Nicht weit davon lag auch ein Wurdelee (augenscheinlich auf einer Wurt). Beide sind durch die Sturmflut des Jahres 1218 vernichtet worden. Ebenso ging es wohl einem Lee, das den Urkunden nach zwischen Hooftel und Heppens, also nördlich von Wilhelmshaven, lag. Noch vorhanden sind Edelehe südlich Bremen und Lehe im Kirchspiel Lunden in Dithmarschen. Allen diesen Lehes ist das eine gemeinsam, daß sie in der Nähe eines großen Wassers liegen und, wie das Beispiel von Jabelee und Wurdelee lehrt, dadurch sehr gefährdet sind. Daher wurden sie sicherlich so angelegt, daß unter normalen Verhältnissen das Wasser sie nicht erreichen konnte. Sie lagen vorm Wasser geschützt, waren ein Schutz- oder Zufluchtsort. Und eben darauf scheint mir der Name Lee oder Lehe zu deuten. Es gibt nämlich ein germanisches Wort hleba (altsächsisch hleo), das Schutz, geschützter Ort, Zufluchtsort bedeutet. Der heutige Seemannsausdruck Lee im Gegensatz zu Lub ist dasselbe Wort, nur hat sich die Bedeutung hier verengt. Ehemals war sie viel umfangreicher und konnte sich auf jegliche Art von Schutz beziehen. Danach würde Lehe also geschißter Ort bedeuten. Aber es muß festgehalten werden, solange keine sehr alte urkundliche Namensform bekannt ist, läßt sich nichts Unumstößliches darüber sagen.

Eine Weiterbildung von altsächsisch hleo ist hlinni, dem das Kloster Lüne und die Stadt Lüneburg ihren Namen verdanken. Auch hier haben wir es mit einem geschützten Ort zu tun, der ursprünglich auf dem schroffen Felsen des Kalkberges lag. Und wieder eine Weiterbildung davon ist unser plattdeutscher Name für Sperling, nämlich Lünig. In einem lateinischen Evangelienbuch des 9. oder 10. Jahrhunderts steht an der bekannten Stelle Matth. 10, 29: „Kauft man nicht zweien Sperlinge um einen Pfennig?“ über dem lateinischen Worte passeris (Sperlinge) als Erklärung hlinningos drüber geschrieben. Hlinning Lünig hat also seinen Namen daher, daß er in den Schutzorten der Menschen, den Burgen oder Häusern, Zuflucht vor den Unbilden des Wetters sucht.

(Ein zweiter Artikel folgt.)